Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 67 (1987)
Heft: 7-8

Artikel: Das Leben - eine zeitbedingte Mode : Laudatio auf Jürg Federspiel
Autor: Krättli, Anton
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164448

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Das Leben – eine zeitbedingte Mode

Laudatio auf Jürg Federspiel

Eine der Notizen aus dem Nachlass von Karl Schmid, die als Denk-Zettel in die Ausgabe der Aufsätze und Reden aufgenommen worden sind, lautet, wenn der Schweizer erfahren wolle, was das Leben zu bieten imstande wäre, müsse er nachgerade das Strafgesetzbuch aufschlagen. Man weiss nicht, in welchem Jahr dieser Aphorismus notiert worden ist; aber ich bin ganz sicher, dass er durch den Hinweis auf das Schaffen von Jürg Federspiel ergänzt werden müsste. Bei ihm finden sich Sätze, deren Aussage Karl Schmids Notiz bekräftigen. *«Ausser Bauen»,* lautet so ein Satz, *«ausser Bauen ist hierzulande alles verboten. Fast alles.»* Das steht so in der Schweizer Collage über den Hauswart Fritz Hürlimann, der die Telephonzentrale Zürich-Hottingen in Brand gesteckt hat, den Sprayer Harald Naegeli und Fritz Zorn, den Autor des Buches *«Mars»,* alle drei in unterschiedlicher Art auf der Suche nach einem Ausweg aus ihrem Lebensdefizit. Jürg Federspiels Berichte und Kurzgeschichten, seine Prosaballade und seine Legenden, auch seine Hörspiele und sein Theaterstück *«Brüderlichkeit»* gelten insgesamt der Erforschung dessen, was das Leben zu bieten imstande wäre, mit Einschluss selbstverständlich jener Dinge, die das Strafgesetzbuch ahndet. Was ausserhalb des Gartenzauns, jenseits des wohlgeordneten, braven, reglementierten und ausreichend versicherten Daseins geschieht, kann auf seine Neugier rechnen. Seine Berichte und Geschichten führen den Leser in Zonen, wo die verbotenen Früchte lokken, in die Wildnis der Riesenstadt, ins Dorf im Gebirge, ins Abenteuer, ins Irrenhaus und in die gerichtsmedizinische Sammlung, aber auch aufs Schlachtfeld und auf die Friedhöfe der Welt, in die grausame Gewissheit des Todes. Denn das strotzende, farbige, betörende Gewimmel, dem er seine unverbrauchte Aufmerksamkeit widmet — das schreibt Federspiels aufsässige Kunstfigur Paratuga ihrem Erfinder —, das Leben ist eine zeitbedingte Mode. Es mag reicher, gefährlicher, faszinierender und wohl auch phantastischer sein als alles, was der Mensch in Zürich oder sonstwo in der Schweiz je erfahren könnte. Man muss es dennoch vom Ende her betrachten, und vielleicht ist diese Perspektive, Jürg Federspiels Blick auf die zeitbedingte Mode Leben, auch der Grund, warum dieser Schriftsteller vor-

dergründigeren Zeitströmungen gegenüber, an denen es ja seit den sechziger Jahren nicht gefehlt hat, eher gelassen bleibt, kaum beeinflusst von den aufeinander folgenden Aufbrüchen und Resignationen, auch — zum Beispiel — skeptisch und kritisch gegenüber dem Kult mit dem Buch *«Mars»*.

Seine ersten Erzählungen, *«Orangen und Tode»*, wurden 1961 als Tendenzbestätigung aufgefasst von einer Kritik, die den an sich verständlichen Wunsch hat, sich im unübersichtlichen Gelände der Gegenwart durch Parolen zu orientieren. Federspiels Erstling wurde darum als Beleg dafür begrüsst, dass sich die Literatur vom Roman zur Kurzform hinwende. Immerhin sah man auch, wie sicher der damals gerade dreissigjährige Erzähler die short story meisterte. Man erkannte, wie er *«ein Maximum an Wesen und Wirkung»* (Günter Blöcker) aus dem entscheidenden, bedeutenden Augenblick eines Vorgangs oder eines Dialogs zu machen wusste. Und man sah auch, dass diese Fähigkeit eine Fähigkeit des sprachlichen Ausdrucks war, der knappen, lapidaren Formulierung. Auch Jürg Federspiel hat, als zweites Buch, einen Roman geschrieben, *«Massaker im Mond»*. Aber die Notiz, die Kurzgeschichte, der Bericht oder die Aufzeichnung, die den denkwürdigen Augenblick, das Besondere einer Erscheinung oder einer Figur festhalten, erwiesen sich immer deutlicher als sein ureigenstes Ausdrucksmittel, und in dem Buch *«Museum des Hasses. Tage in Manhattan»* entwickelt er es zur Meisterschaft. Gewalt, Verwirrung, Leiden, Politisches und Literarisches, Momentaufnahmen aus dem *«Wahnsinn einer Metropole wie New York»* stehen da nebeneinander, zusammengehalten allein von der Person dessen, der diese Chronik aufschreibt, von einem bestimmten Augenblick an im Zwiegespräch mit Paratuga. In seinem eigenen Namen allerdings erzählt er im *«Museum des Hasses»* auch die Geschichte vom grossen Dichter und seinem Freund, von Blaise Cendrars und Paul Haberbosch, die zu Beginn dieses Jahrhunderts gemeinsam die Untere Realschule in Basel besucht haben. Und diese Geschichte führt das Thema weiter, das in Karl Schmids Denk-Zettel angeschlagen ist.

Jürg Federspiel mochte an eigene Erfahrungen, vielleicht auch an Anfechtungen anknüpfen, wenn er — Nixon hat soeben die Präsidentschaftswahlen gewonnen — mitten in New York niederschreibt, es gehöre zur Schweizer Mentalität, das Verlassen des heimatlichen Grundes, besonders was Künstler und Schriftsteller betreffe, als eine schleichende Form des Verrats zu betrachten. Aber die Schweiz bleibe für fast alle, die sie verliessen, eine Sehnsucht. Sie sei ein Elternhaus, weder Le Corbusier noch Arthur Honegger oder Giacometti hätten sich je völlig von ihrem angestammten Land lösen können, so sehr ihnen schweizerische Mentalität verhasst gewesen sei. Und dann also folgt die Geschichte von Blaise Cendrars und seinem Schweizer Schulkameraden. Es ist der Antagonismus

zwischen dem, der in die Welt hinausfährt, um Leben, Abenteuer, Höhenflüge und Abstürze zu erfahren, um alles Kleinliche abzustreifen und nach Grösse zu streben, nach dem Glanz des Ruhms, nach all dem, was die kleine Heimat ihm vorenthält, und jenem andern, der zuhause bleibt und sich redlich nährt, ein braver, pflichtbewusster Bürger seines Landes. Nach dem Tode von Cendrars bezichtigt der Daheimgebliebene den Dichter der Flunkerei, berichtigt in pingeliger Weise, was an der autobiographischen Legende des Fritz Sauser nicht stimmt, und rechnet ihm gar nach, wo er in seinem Roman über den General August Suter seine Quelle wortwörtlich ausgebeutet habe. Aus Paul Haberboschs Bemühen um Richtigstellung spricht der Neid dessen, der dem andern den Mut zum Abenteuer nicht gönnen mag, zum ungesicherten, unsteten Auszug in die Geheimnisse und Gefahren, die das Leben zu bieten imstande wäre. Vielleicht aber spürt der Daheimgebliebene auch, dass in Cendrars Lügengeschichten mehr Wahrheit und Wirklichkeit steckt als in seiner Datenklauberei.

«Museum des Hasses» vertritt eine Gattung, die man als ein Verbindungsglied zwischen journalistischer Rechenschaft und Literatur als Fiktion bezeichnen könnte. Reflexion verbindet sich darin mit der Beschreibung von Örtlichkeiten, Vorgängen und Zuständen. Der Bericht kann in Dialog, in eine *short story* übergehen. Ausserdem enthält das Buch auch einzigartige Gedichte, *«Memoiren mit Bleistift und Messer»,* wie Federspiel seine Lyrik einmal definiert.

Der Bericht über die *«Tage in Manhattan»* ist einerseits von einem Reporter, anderseits von einem Poeten geschrieben. Der eine geht in seinen Berichten, die durchaus zuerst in der Zeitung oder im Magazin zu lesen sein können, den Ereignissen, den Akteuren, den Merkwürdigkeiten in dieser Welt nach. Der Poet sucht im Merkwürdigen das Denkwürdige. Auch Federspiels Geschichten, seine sowohl im deutschen Sprachraum wie in Amerika und in England als meisterliche Prosaerzählung gefeierte Ballade vom Waisenmädchen aus Graubünden, das unzähligen Menschen in New York den Typhustod bringt, auch seine Legenden mit ihrem schwarzen Humor und ihrer surrealistischen Moral haben ihren Ursprung in journalistischen Recherchen über den Anbruch der letzten Tage der Menschheit. Paratuga, der mephistophelische Seismograph bevorstehender Katastrophen, schreibt dem Chronisten, der ihn erfunden hat, in verdächtig salbungsvollen Worten, man lebe doch, um sich zu verewigen, man wolle doch über das Grab hinaus geliebt werden. Der Chronist findet den Brief hübsch und gedenkt, ihn aufzubewahren. Doch sein Bericht über Friedhöfe — der letzte im Band *«Die beste Stadt für Blinde»* — endet mit einer Vision des Untergangs. Der Reporter und Poet Jürg Federspiel blickt auf die *«zeitbedingte Mode»,* die man Leben nennt, von Standorten aus, die er mit Bedacht gewählt hat. Seine Beobachtungsposten sind das Gräber-

feld der Namenlosen von New York, Potter's Field, der Hartmannsweilerkopf in den Vogesen, eine im Ersten Weltkrieg mörderisch umkämpfte Kuppe, oder das Wachsfigurenkabinett der Madame Tussaud. *«Die Ballade von der Typhoid Mary»* wird von einem Kinderarzt erzählt, dessen Vorfahren vor Generationen aus Graubünden nach Amerika ausgewandert sind, einem Mann, dessen Tage gezählt sind, obgleich er erst 58 Jahre alt ist. Eine heimtückische Krankheit, sagt er, habe ihm den Schwarzen Peter zugeschoben.

Aber weder dieser Doktor Howard J. Rageet noch überhaupt die Menschen in Jürg Federspiels Geschichten und Berichten, die man insgesamt einen in die Gegenwart übertragenen Totentanz nennen könnte, sind depressiv, lebensschwach oder von Problemen gelähmt. Im Gegenteil, es waltet da eine eigenartige, allerdings oft etwas boshafte Vitalität, es handeln und reden robuste Kerle, anmutige Mädchen und bestandene Frauen, von denen man — mit einer redensartlichen Wendung — sagen könnte, dass sie nicht umzubringen seien. Das ist der Literatur der Gegenwart eigentlich eher selten, wenigstens in der Literatur deutscher Sprache. Dieser Erzähler verfügt über einen Humor, der eher bissig als mild, eher beunruhigend als versöhnend wirkt. Jürg Federspiels Bericht und Botschaft sind weder tröstlich noch heiter. Wenn man seine Geschichten trotzdem mit einem guten Gefühl liest, so liegt das an der tapferen Solidarität, die zwischen dem Autor und seinen Lesern entsteht. Das Absurde und das Skurrile in Federspiels Stil sind Schutzwehren gegen die Übermacht des Gefühls; hinter der rauhen Schale spüren wir Sensibilität und Herzlichkeit. Die Geschichten, die von Kindern und Jugendlichen handeln, etwa *«Ausblick auf eine Expedition»* oder *«Der Dynamitero»*, sind bewegende Beispiele dafür.

Nur dürfen wir uns dabei nie zu sicher fühlen. Die Erzählung *«Der Mann, der Glück brachte»* bietet zwar ansprechende Definitionen dafür an, was Glück sei, zum Beispiel: *«Man gibt etwas, bringt etwas, schenkt etwas ... Das ist alles.»* Oder auch: *«Man erträgt alles und findet den Tag gut.»* Das sagt ein Mann im Strohhut, und er fährt fort: *«So, als erwachte man an einem Sommermorgen, Milchflaschen stehen vor der Haustüre, und der Briefkasten ist voll von Briefen. In Avignon hab' ich das einmal erlebt. Aber das war vor der Zeit, als ich am Meer meine Ohrmuscheln liegen liess.»* Er sagt dann auch noch, Glück sei ein Kornfeld mit einem Rabenschwarm oder ein Paar alte Schuhe in einer Zimmerecke, man müsse es nur sehen. So tröstlich das alles klingt, so schön auch — wir haben inzwischen gemerkt, dass das Gespräch über Glück zwischen zwei Insassen eines Irrenhauses stattfindet, von denen sich einer, der Mann im Strohhut, für van Gogh hält. Jürg Federspiels schriftstellerisches Werk, die Geschichten, der Roman, die Ballade und die Legenden, aber auch die Berichte und

Reportagen schärfen durch Verunsicherungen dieser Art das Bewusstsein des Lesers dafür, dass das Vordergründige, alles eben, was wir gern für wahr halten möchten, eine verborgene, eine dunkle, unheimliche Seite hat. *«Jedes Schlachtfeld»,* so lesen wir im Bericht über den Ausflug in die Vogesen, *«ist ein Betrug an den Nachgeborenen, und die Geschichtsbücher lügen, wenn sie anhand von Daten jener Schlachten uns Geschichte lehren wollen.»* Der hier schreibt, verfügt über die Imagination, die das Faktische erst lebendig werden lässt, durchsichtig, bedeutend. Er nimmt Augenschein vor Ort, in Hué oder Saigon 1972 ebenso wie in New Yorks Morgue oder auf dem *«grössten Abfallhaufen unter dem Mond»,* der Mülldeponie der amerikanischen Metropole, und zu dem, was er da sieht und erfährt, erfindet er die Wahrheit vom Ende her. Man müsse das Leben vom Tod her betrachten, sagte er in einem Gespräch, als man ihn darauf aufmerksam machte, dass Tod und Sterben in seinem gesamten Schaffen eine bestimmende Stellung einnähmen. Paratuga, so scheint mir, ist die Figur, die diese Betrachtungsweise auslöst und die den Prozess des Hin- und Herspielens zwischen Realität und Fiktion fördert, indem sie provoziert und quengelt und als unbequemer Gast immer gerade im ungeeignetsten Augenblick zu Besuch kommt.

Das Werk dieses Erzählers, das uns auf eine vitale und realistische Weise wahr vorkommt, erweckt den Eindruck, wir hätten es mit Berichten über eine dichtere, intensivere und gefährlichere Wirklichkeit zu tun, die uns spannend und phantastisch erscheint, weil sie ausserhalb unseres abgesicherten und umzäunten Daseins liegt. Aber was wie die Arbeit eines getreuen Chronisten wirkt, ist formbewusste Erzählkunst, die das Märchen, die Ballade und die Legende auf überraschende Weise erneuert. Jürg Federspiel äussert sich kaum je in seinen Schriften zum Metier selbst; aber es gibt eher beiläufig ein paar Anmerkungen zum Stichwort *«Kunst»,* die mir wichtig scheinen. So ist unverkennbar, dass er das Etablissement der Madame Tussaud als Kunstwerk versteht. In seinem Bericht über die geschäftstüchtige Dame sagt er, halb ironisch, halb doch wohl im Ernst: *«Was eine echte Künstlerin ist, lässt sich nicht beeindrucken.»* Der Wunsch, etwas Bleibendes zu hinterlassen, ein Denkmal oder eben ein Kunstwerk, kollidiert manchmal mit der Schlechtigkeit der Welt. Die Aufgabe des Künstlers wäre dann, den niederschmetternden, bedrückenden und bedrohlichen Erscheinungen standzuhalten, ja — wie es im Bericht über Clarence Schmidt heisst, der ein *«Monument des amerikanischen Überflusses»* aus Autowracks, Konservendosen und allerhand Zivilisationsmüll zusammengetragen hat — es könnte sein, dass die Kunst die kommende Zerstörung unseres Planeten vorwegnimmt. Darum auch verzichtet der Photograph Baldach — in der Erzählung *«In den Wäldern des Herzens»* — ausdrücklich und *«mit vorzüglicher Hochachtung»* darauf, ein Künstler zu

sein. *«Ich bin Ästhet und Moralist und deshalb kein Künstler»,* sagt er, um zu begründen, warum er sein Lebenswerk zerstört: die vollständige Bilddokumentation des Werdegangs eines Mannes, dem er als Kind das Leben gerettet und der sich nun zum Heuchler und schlechten Menschen entwikkelt hat. Der Erzähler merkt dazu an: Wäre Baldach ein Künstler gewesen, *«hätte ihn die Tatsache nicht nur unerschüttert gelassen, sondern sogar fasziniert».* Die Tugend, sagt der Kinderarzt Rageet, ist nur *e i n* Gewürz für die Kunst, eines unter anderen. Wichtiger ist es, den Fakten standzuhalten. Und in *«Gottes Gebrüder Grimm»* wird uns ebenfalls bedeutet, dass die moralischen Träume nicht die künstlerischen sind. Vielleicht kommt Chris Cramer, Marys anarchistischer Freund, der Haltung des Künstlers am nächsten. Auf dem Zettel, der sich in seinem Nachlass befindet, hat er notiert: *«Entweder ist jeder Mensch schuldig, durch das, was er tut; oder umgekehrt: Jeder ist unschuldig, trotz allem, was er getan hat. Ich kann mich nicht entscheiden. Man möge mir verzeihen.»*

Ich erinnere mich einer Stelle in Kurt Guggenheims Zürcher Roman *«Gerufen und nicht gerufen»,* der in der Nachkriegszeit spielt und unter anderem auch davon handelt, wie ein Verleger versucht, seinem alternden Autor Karl Dinhard klarzumachen, dass die Zeit des Schweizer Romans endgültig vorbei sei. So sagt er denn zu ihm: *«Du vergisst, lieber Karl, in der Schweiz hat die Zeit des Fragmentarischen, das Puzzle begonnen. Die Zeit der Federspiele und der Kikeriki. Die Zeit der Jürgen und der Jörgen.»* Die etwas maliziöse Bemerkung ist mir im Gedächtnis geblieben, sie wirft ein Streiflicht auf eine Situation, die sehr weit in die Vergangenheit zurückgesunken ist. Nicht nur die Zeit des Jürg Federspiel ist gekommen. Es ist so, dass die Schweizer Schriftsteller längst schon Amerika entdeckt haben. Max Frisch mit *«Montauk»,* Hugo Loetscher mit *«Herbst in der grossen Orange»,* Walter Vogt, Christoph Geiser und andere, vor allem aber Jürg Federspiel mit *«Museum des Hasses»,* mit *«Die beste Stadt für Blinde»* und mit der *«Ballade von der Typhoid Mary»* haben Werke geschaffen, die ihren Schauplatz drüben in der Neuen Welt haben und die — im Falle Federspiels jedenfalls — nicht nur ins Amerikanische übersetzt wurden, sondern sofort grossen Erfolg und auch anerkennende Kritik gefunden haben. Der Unterschied zur Literatursituation der deutschen Schweiz nach 1945 ist eklatant. Man darf sagen, hier sei eine Entwicklung an ihr Ziel gelangt: Öffnung, Weltläufigkeit, Gespräch mit der Welt sind an die Stelle der Abkapselung, der Beschäftigung ausschliesslich mit dem Eigenen und Kleinen getreten.

(Der Aufsatz entspricht, leicht gekürzt, der Laudatio, die im Schauspielhaus Zürich am 13. Dezember anlässlich der Übergabe des Literaturpreises der Stadt Zürich an Jürg Federspiel gehalten wurde.)